

Quelle: freio4-publizistik.de, 24. Februar 2016
Düsseldorf, Berlin, unterirdische Architektur, Kulturforum, Wehrhahnline

Christian Holl

Unter dem Pflaster

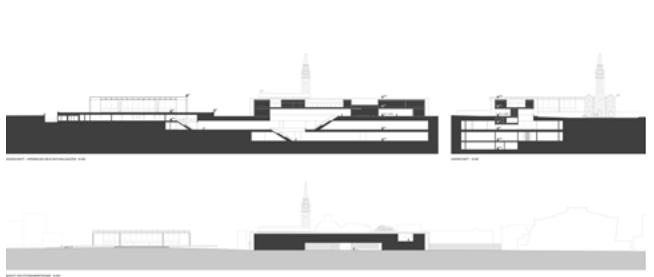
Jüngste Beispiele aus Berlin und Düsseldorf zeigen: In deutschen Städten geht der Trend zum Unterirdischen. Das muss aber nicht falsch sein, wenn man es als Chance versteht.



Der Tausendfüßler, eine der schönsten Hochstraßen Deutschlands, wurde einem Stadtumbau geopfert. Der Gewinn ist zweifelhaft. (Bild: Johann H. Addicks, WikiCommons)

Von Düsseldorfs Innenstadt schrieb Andreas Rossmann kürzlich (*), sie sei seit zehn Jahren eine riesige Baustelle, jeder Besuch werde zum Hindernislauf. Motiv: Die Landeshauptstadt wolle sich zur Metropole aufplustern – bislang allerdings wenig überzeugend: „Wo eine Stadtreparatur anstand (...) wurde ein Konsumtempel platziert.“ Der Entwurf kommt aus dem Büro Daniel Libeskind. Maßgeblichen Anteil an dieser Form des Kaufrausch steigernden Stadtumbaus hatte die Zerstörung einer der schönsten deutschen Hochstraßen, des Tausendfüßlers. Er wurde durch ein Tunnel ersetzt, dessen Zufahrtsrampen sich stadträumlich schmerzhaft in den Stadtraum schneiden. Für den Erfolg wie dem der Rheinuferpromenade, die durch die Untertunnelung Rheinuferstraße möglich geworden war, fehlten hier die Voraussetzungen – man hat eben keine Promenade gewonnen, Rückstaus seien, so Rossmann, seien bereits Alltag. Und das baukulturelle Denkmal der Hochstraße ist verschwunden.

(*) Stadtplanung für Aushängeschildbürger. FAZ vom 13. Februar 2016



Man müsste nur wenig ändern, um die Beschreibungen Rossmanns auch auf Stuttgart übertragen zu können: Auch hier wird fleißig Verkehr unter die Erde gelegt, auch hier ist die Stadt seit vielen Jahren Dauerbaustelle, auch hier nahm man wenig Rücksicht auf baugeschichtliche Zeugnisse, auch hier nähren die bisherigen Ergebnisse wenig Hoffnung, die Stadt könne vom großen Umbau irgendwann einmal tatsächlich profitieren. Auch in Stuttgart scheint die Verlagerung von Verkehr in den Untergrund vor allem dem Konsumismus zu dienen.

Der Wettbewerb Berliner Kulturforum

Den Drang nach unten scheinen auch die Bauaufgaben erfasst zu haben, von denen sich die Städte Prestige erhoffen. In Berlin wurde gerade entschieden, welche zehn Büros sich am Realisierungswettbewerb für das Kulturforum und den Bau des Museums des 20. Jahrhunderts beteiligen dürfen. (Zur teilweise heftigen Kritik an Standort und Verfahren siehe den Beitrag von Ursula Baus [>hier](#).) Der große Wurf habe gefehlt, so Nicola Kuhn [im Tagesspiegel](#) zu dem Ergebnis des Ideenwettbewerbs, in der Schweizer Zeitschrift Hochparterre [war zu lesen](#), dass viele Vorschläge durchaus denkbar seien – „nur überzeugend ist keiner. An allen Ecken und Enden spürt man ein Hadern und Zögern, eine kleinlaute Unentschlossenheit, die gegenüber dem Absolutismus des Mies'schen Tempels und der strahlenden Formherrlichkeit Scharouns bald ganz zu verstummen droht. Symptomatischerweise sehen sich die meisten Entwürfe dazu veranlasst, die Ausstellungsräume im Untergeschoss verschwinden zu lassen.“ Niklas Maak kommentierte das Ergebnis [in der FAZ](#): „Wie duckt man sich weg und macht gleichzeitig auf sich aufmerksam? Wie beim Bauhaus-Archiv entschied sich die Jury für die Versenkung der Volumina; wie bei einem U-Boot guckt allenfalls

Zwei der zehn Arbeiten, die beim Wettbewerb zum Museum des 20. Jahrhunderts am Kulturforum in Berlin am Realisierungswettbewerb teilnehmen werden. Die Namen der Teilnehmer bleiben mit Rücksicht auf das weitere Verfahren anonym.

Modellbilder: © Verfasser / www.lindner-fotograf.de
Pläne und Visualisierungen: © Verfasser

Weitere Information zum Wettbewerbsergebnis: [>hier](#)



Erweiterung des Bauhaus-Archivs in Berlin, Entwurf von Staab Architekten, die den Wettbewerb 2015 gewannen.

(Bild: Staab Architekten)

der Turm verschämt unter der Wasseroberfläche hervor, 27 Meter hohe Türmlein sind das höchste der Gefühle, ansonsten werden die geforderten 14000 Quadratmeter Nutzfläche bis zu zwölf Meter tief in die Erde hineingebuddelt.“ Maak verweist auf die Städelerweiterung als Beleg für den Trend, Museumsräume unterirdisch anzulegen. Weitere Beispiele könnten in Stuttgart das 2005 eröffnete Kunstmuseum (etwa 80 Prozent der Ausstellungsflächen sind hier unter der Erde), das Literaturmuseum in Marbach von David Chipperfield von 2006 oder das Musée Unterlinden in Colmar sein. Allerdings sind diese Bauten allesamt keine Schandflecken der Architektur, im Gegenteil, ihre Qualität besteht darin, die Entscheidung für Standort und Programm durch den Entwurf zu rechtfertigen.



Gute Architektur, auch unter der Erde: Das Kunstmuseum Stuttgart von Hascher Jehle Architektur, die Städelerweiterung von Schneider + Schumacher in Frankfurt sowie das Literaturmuseum der Moderne in Marbach, David Chipperfield Architects.

(Alle Bilder: Christian Holl)

Ob das auch in Berlin so sein kommen wird, muss vorerst offen bleiben – denn nicht nur werden sich die zehn gewählten Beiträge noch im nun folgenden Realisierungswettbewerb verändern und dann detaillierter bewertet werden können, es werden auch weitere Büros dazu geladen. Aus dem allgemeinen Trend lässt sich jedenfalls nicht ableiten, dass man sich bereits auf mittelmäßige Architektur einzustellen hat.



Der Kö-Bogen in Düsseldorf von Daniel Libeskind konnte errichtet werden, weil durch eine neue U-Bahnstrecke ein überirdischer Verkehrsknotenpunkt aufgegeben werden konnte. Der Gewinn liegt allerdings nicht im Gebäude Libeskinds. (Bild: Christian Holl)

Schweigen ist Blech

Sichtbar freilich wird etwas anderes: Dass in unseren bereits gebauten Städten der Umbau nicht mehr um den Preis der Konfliktfreiheit zu haben ist, schon gar nicht, wenn man versucht, eine touristentaugliche oder konsumfreundlichen Heile-Welt-Atmosphäre über der Erdoberfläche zu simulieren. Eher sollte man einen Diskurs darüber führen, was es bedeutet, dass in den beschriebenen Fällen nur auf je spezifische Weise eine Fortsetzung findet, was schon seit Jahren anhält: Im Zweifelsfall wird, wenn der Platz knapp wird oder wenn Konflikte drohen, wenn Mut erforderlich wäre, eine risikoreiche Entscheidung zu treffen, das Problem lieber mit der Erweiterung der unterirdischen Sphäre (vermeintlich) gelöst. Eine Erfassung all dessen, was zusätzlich zu Kanälen und Leitungen bereits unterirdisch ist, wäre sicher für viele überraschend: Verkehrsadern, Einkaufszentren, Technikzentralen, Konzerthallen, Sporträume.

Darüber wäre grundsätzlich zu diskutieren – etwa, ob man damit nicht einen grundsätzlichen Fehler begeht, dies nur wie eine Notlösung zu behandeln, von dem man lieber nicht redet, obwohl es zur Stadt gehört wie der Keller zum Haus. „Jemand hat das Cartesianische Unternehmen mit der Tat jenes Mannes verglichen, der Feuer an sein Haus legt, weil er des Nachts die Ratten auf dem Söller hört, diese Geräusche von Rascheln und Laufen, Nagen und Knabbern, die den Schlaf stören“, hatte Michel Serres einmal (*) geschrieben. Grotesk war der Auftritt des neuen Stuttgarter Baubürgermeisters Peter Pätzold bei einem Vortrag der Uni Stuttgart, dem er den Titel „Stuttgart gemeinsam bauen“ gegeben hatte – Stuttgart 21, umstrittenes, aber auch für die Stadt entscheidendes Projekt, wurde nicht einmal erwähnt! Als wäre irgendeine offene Frage beantwortet, weil sie nicht gestellt werden darf.

Architektur könnte in diesem Diskurs, ob in Stuttgart, Düsseldorf oder in Berlin eine wichtige Rolle spielen. Wie, wenn nicht mit einer als Kunst verstandenen Architektur könnte denn die Notwendigkeit, sich des Unterirdischen anzunehmen und es nicht unter Bildern blühender Landschaften zu verstecken, besser artikuliert werden? Warum nicht gerade dem Museum als einem Ort der kulturellen Selbstvergewisserung diese Herausforderung zu stellen? Wir sollten die Architekten, die Bauherren ermutigen, sich dieser Aufgabe tatsächlich anzunehmen, anstatt sie als notwendiges Übel zu verstehen. Denn gerade das gehört zur Architektur: Dass sie Konflikte und Auseinandersetzung jenseits der Architektur reflektiert und sichtbar macht. Das ist eine wichtigere Aufgabe, als die Sehnsucht nach weiteren Demonstrationen einer Baukunst zu erfüllen, die durch Größe und als Marke Bedeutung suggeriert.

(*) Michel Serres: Der Parasit. Frankfurt am Main 1981



Ein gutes Beispiel. Und sein Preis

In einem Fall immerhin hat diesbezüglich Düsseldorf eine richtige Entscheidung getroffen. Die am 20. Februar 2016 eröffnete, neue Wehrhahn-Linie, die den S-Bahnhof Wehrhahn mit Düsseldorfs Stadtteil Bilk verbindet, löst einen Engpass im Netz des öffentlichen Nahverkehrs. Vor allem aber sind die sechs Stationen, geplant von netzwerkarchitekten, von Anfang an unter intensiver Beteiligung von Künstlern entwickelt worden. Das Ergebnis kann sich wahrlich sehen lassen, die Räume sind so geschnitten, dass Blickbeziehungen zwischen den Ebenen, manche gar vom Bahnsteig bis ans Tageslicht reichen und aus dem Aufenthalt im Unterirdischen ein echtes Erlebnis machen. Architektur und Kunst gehen hier eine untrennbare Verbindung ein, mit Ton- und interaktiven Installationen, überraschenden Materialexperimenten und einer 3D-Animation, die den U-Bahnhof in ein Raumschiff verwandelt. Hier ist nicht aus der Not eine Tugend gemacht, hier wurde gar nicht erst behauptet, unter einer Not zu leiden. Das wünschte man sich durchaus auch anderenorts. Dass der Weg aber von guter Architektur auch wieder zurück zur beschwichtigenden Glättung gehen kann, auch dafür steht Düsseldorf. Über den Kö-Bogen, den Libeskind-Bau, heißt es bei Rossmann: „Libeskind diskreditiert in Düsseldorf, was sein Jüdisches Museum in Berlin auszeichnet. Brechungen, die dort einen geborstenen Stern andeuten, werden hier zum schnittigen Styling.“ Die Ironie dabei: Der Kö-Bogen wurde möglich, weil Straßenbahnlinien verlegt werden konnten. In den neuen Tunnel der famosen Wehrhahnlinie.

U-Bahnhof „Benrather Straße“ der neuen Wehrhahn-Linie, netzwerkarchitekten, Darmstadt, mit Heike Klussmann und Thomas Stricker.
(Bild: Stadt Düsseldorf © Jörg Hempel)

Weitere Information zur neuen U-Bahnstrecke: [hier](#)